

Knie, Andreas; Oppen, Maria

Book Part — Digitized Version

"Laß uns doch mal'n Kaffee trinken!": Social Science Fiction

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Knie, Andreas; Oppen, Maria (1994) : "Laß uns doch mal'n Kaffee trinken!": Social Science Fiction, In: Burckhard Wiebe (Ed.): 25 Jahre WZB: Art und Ort der Forschung, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), Berlin, pp. 90-98

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/122714>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB).

Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH

Bibliothek und wissenschaftliche Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)

Library and Scientific Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**.

More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

„Laß uns doch mal'n Kaffee trinken!“

Social Science Fiction



Maria Oppen

Es gibt natürlich einige, die immer schon befürchtet haben, daß es einmal so weit kommen würde. Aber wer hätte es verhindern können – und und vor allen Dingen: wie?

Sie sitzen im Flugzeug fast nebeneinander, und sie kommen sich bekannt vor. Es ist eine dieser Situationen, wo sich keiner traut zu fragen, sagen Sie, kennen wir uns eigentlich? Ins Gespräch kommen sie dann doch. ER arbeitet als Ökonom, SIE bekennt sich zu den Sozialwissenschaften. Beide unterwegs nach Stuttgart.

Auf der Grundlage des Strombolani-Fuller-Theorems – so stellt ER im Laufe des Flugs seine Arbeit vor – würde er an einer vollkommen neuen Instrumentalvariablen-Schätzmethode arbeiten, mit der das Investitionsverhalten von Industrieunternehmen auf Liquiditätsbeschränkungen getestet werden könnte. Nun gelte es nur noch einige Daten, freilich sehr sensible Daten, in einem Konzern zu bekommen, um mit einer Unternehmensstichprobe die ganze Sache wasserdicht zu machen.

„Ach, Sie arbeiten empirisch, Sie sind gerade unterwegs ins Feld?“ „In was? Nein, ich bin Modelltheoretiker, Felder interessieren mich weniger.“ „Kommt denn dann bei dieser Untersuchung etwas heraus?“, fragt SIE weiter nach. Ja, also, man könnte besser nachweisen, daß die Investitionsentscheidungen eines Unternehmens zwar abhängig von den Liquiditätsbeschränkungen, aber unabhängig von der Dividendenpolitik verlaufen. Dies – so fügt ER hinzu – natürlich nur unter der Annahme eines vollkommenen Kapitalmarkts. Ob denn diese Prämisse nicht ein wenig realitätsfremd sei, hakt SIE nach. Das sei – so erwidert ER lächelnd – doch überhaupt nicht die Frage. Wichtig sei vielmehr, ob die Theorie stimme, also ob der Erklärungsansatz in sich schlüssig sei. Da müsse man mit den Annahmen flexibel umgehen. Überhaupt überlasse er die Frage, was

Maria Oppen: wissenschaftliche Mitarbeiterin am WZB seit 1979, gewähltes Mitglied im Kuratorium des WZB als Vertreterin der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Geboren 1951 in Leipzig, Studium Publizistik, Soziologie in Mainz, Berlin, 1977–1978 wissenschaftliche Mitarbeiterin Universität Frankfurt/Main; am WZB zunächst im Forschungsschwerpunkt Arbeitspolitik, seit 1988 Abteilung „Regulierung von Arbeit“

denn eigentlich Wirklichkeit sei, lieber den Philosophen. Für ihn als Ökonomen sei einzig der Theoriebeitrag entscheidend, denn nur damit könne er in der internationalen Community reüssieren. „Ah ja“, wirft SIE leicht ironisch ein. Er müsse im Auftrag seines Chefs im nächsten Monat zu einer Tagung von Industrieökonomern nach Toronto, um seine Ergebnisse vorzustellen. Die Fachkollegen dort würden ebenso mit Annahmen operieren, ohne diese im einzelnen zu hinterfragen. Das sei wohl eher typisch soziologisch!

„Diese Konferenz in Toronto ist schon sehr wichtig“, nimmt ER nach einer Pause – eher in sich gekehrt – den eigenen Gesprächsfaden wieder auf. „Ein alter Freund meines Chefs hat freundlicherweise den Chair meiner Section übernommen. Dies ist an sich ja normal“, nur sitze dieser besagte Herr in einer Berufungskommission zur Besetzung einer C 4-Stelle. Darauf habe er sich nämlich beworben: „Ach, Sie arbeiten an der Uni?“ „Nein, nein, an einer großen außer-universitären Forschungseinrichtung, die hat eigentlich nichts mit der Uni zu tun.“ Sein Chef verlange mehr oder weniger deutlich die schnelle Aufnahme einer Universitätskarriere, das sei für ihn überhaupt das Maß der Dinge, quasi ein Qualitätssiegel. „Mein Vertrag läuft höchstens noch zwei Jahre. Das muß dann aber auch reichen. In meiner Zunft ist Effizienz verlangt. Für mich ist das mehr eine Zwischenstation.“ „Ach, also eine Art Durchlauferhitzer für die akademische Elite ist ihre Arbeitsstelle?“ „So auch wieder nicht“, antwortet ER.

Von den Ressourcen her sei man aber schon recht gut ausgestattet, viel besser als an der Uni. Habilmäßig habe das echt Vorteile gebracht. Sein Chef habe viele Jahre in den USA gelehrt, und seit er wieder zurück sei, habe er offenbar das deutsche Universitätssystem umso intensiver internalisiert. Das amerikanische Arbeitsrecht habe er komischerweise aber eher beibehalten.

„Wie? Was heißt das?“, fragte SIE nun plötzlich interessiert nach. „Ja“, zögert ER ein wenig, „bei uns herrschen die kurzen Arbeitsverträge vor, zur Steigerung des Outputs.“ „Dann haben Sie als Ökonom doch sicherlich mal die Transaktionskosten berechnet“, fragt SIE prompt. „Ist nicht nötig, die trägt doch jeder individuell. Wir haben allerdings auch viele ausländische Kollegen, die können sich unter diesen Umständen natürlich nicht so ganz auf das Institut einlassen. Richtig deutsch lernen und so macht da auch wenig Sinn.“

„Wie klappt’s denn mit der Verständigung?“ „Fachlich geht das in Ordnung, wir sind ja international.“ Er stoppt. Nur nicht immer alle



Andreas Knie

Andreas Knie: wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung „Organisation und Technikgenese“ des WZB seit 1988, gewähltes Mitglied im Kuratorium des WZB als Vertreter der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Geboren 1960 in Siegen, Studium Politikwissenschaften in Marburg, Berlin

zuquatschen. „Ja, so ist das,“ meint ER eher beiläufig, um sich schließlich doch noch zu erkundigen, was sie denn so mache.

Sie arbeite in einem größeren Forschungsteam über den Einfluß von Unternehmenskulturen auf Aushandlungsprozesse zwischen Management und Betriebsräten bei F&E-Entscheidungen; ein Drei-Länder- und Vier-Branchen-Vergleich. „Ach, Kultur“, rutscht es ihm 'raus. Forschung und Entwicklung seien für Unternehmen ja eine Art strategische Überlebensressource, die für die Anpassung an den immer schneller und globaler verlaufenden strukturellen Wandel ganz wichtig seien. Hierbei können – so stellt SIE fest – bei den einzelnen Konzernen ganz unterschiedliche Reaktionen beobachtet werden. Dies lasse sich schließlich auf unterschiedliche Perzeptionsmuster und Interaktionsstile zurückführen.

„Man muß die Unternehmen sowieso eher als multikulturelle Veranstaltungen auffassen“, fügt SIE hinzu. „Wie messen Sie denn den Einfluß der Kultur“, fragt ER interessiert nach. „Messen?“ Nein, Kultur könne man nicht irgendwie messen, entgegnet SIE eher entgeistert. „Aber wie wollen Sie den Einfluß von Kultur auf – sagen wir mal – Investitionsentscheidungen bestimmen? Schätzen Sie vielleicht, oder spekulieren Sie, oder wie?“ „Nein, wir gehen da mehr heuristisch vor, mit Plausibilitätstypologien und so.“ Sie selbst sei erst seit zwei Jahren dabei und habe das Forschungsdesign vorgefunden. Zunächst sei ihr einiges unklar gewesen, sie habe sich anfangs schon darüber gewundert, daß im Projekt gar nicht mit einer einheitlichen Kulturdefinition gearbeitet werde und sich vor Projektbeginn wohl keiner so richtig Gedanken über Operationalisierungsmöglichkeiten gemacht habe.

„Leider läuft mein Vertrag nächstes Jahr aus“, erklärte SIE, um sich gleichzeitig mal wieder darüber zu ärgern, daß natürlich nur ihre beiden unbefristeten Kollegen die Ergebnisse verkaufen würden, was sie ihm aber nicht sagte. „Aber ich hoffe wenigstens noch, die große Konferenz mitmachen zu können.“ „Findet die denn wenigstens weit weg, an einem schönen Ort statt?“, fragt ER nach. „Bonn“, antwortet SIE. Der Ort sei von den Unternehmens- und Gewerkschaftsverbänden vorgeschlagen worden. „Von den Verbänden, und das haben Sie akzeptiert?“, fragt ER ungläubig nach. „Ja, schließlich sind die doch die Nutznießer der Forschung. Die Ergebnisse sollen dazu dienen, die betrieblichen Verkrustungen aufzulösen, um die unternehmerische Anpassungsfähigkeit zu erhöhen und den strukturellen Wandel auch im Interesse der Standortsicherung und Huma-

nisierung der Arbeitsbedingungen zu beschleunigen.“ „Macht das denn Spaß?“ „Oh doch“, entgegnet SIE. „Die Arbeit selbst ist echt spannend, und dauernd erkundigen sich Leute aus den verschiedensten Organisationen nach Ergebnissen. Es herrscht eigentlich immer Hochdruck, da fehlt natürlich manchmal auch die Ruhe, mal einen Gedanken zu Ende zu denken oder aufzuschreiben.“

„Sind Sie denn schon promoviert?“, unterbricht ER sie. „Nein! Wieso?“, fragt SIE zurück. „Wollen Sie denn nicht?“ SIE: „Also im Moment würd' ich's neben der Projektarbeit gar nicht schaffen. Gremienarbeit, Frauenausschuß und so verschlingen einfach auch 'ne Menge Zeit.“ Schließlich wolle sie nicht nur über neue Partizipationsformen forschen, sondern auch irgendwie die Arbeitsbedingungen in ihrem Hause mitgestalten. „Außerdem, sich 300 oder 400 Seiten abzuquälen, die vielleicht nur zwei Gutachter lesen, ist doch der Weltlage kaum angemessen. Ich will auch gar nicht an die Uni, denn Lehrerin hab' ich noch nie werden wollen. Ich glaub', ich bin didaktisch nicht so gut.“ Forschungsarbeit sei ihr Beruf. „Wichtig sind doch gerade jetzt schnelle Ergebnisse, die den Leuten auch ein Stück weit was nützen.“ „Frauenausschuß, ich weiß gar nicht, ob es sowas auch bei uns gibt“, kann ER es sich aber doch nicht vor dem Aufsetzen verkneifen. „Da geht's ja immer so formalistisch um Quotierungen.“ Er halte das eigentlich für überflüssig, sie betrieben ja schließlich Spitzenforschung, da könne doch sowieso nur nach Qualitätskriterien eingestellt werden.

Schon im Bus vom Flugzeug zur Abfertigungshalle verlieren sie sich im dichten Gedränge aus den Augen. Er wundert sich noch, wie unterschiedlich Wissenschaft eigentlich so betrieben werden kann. Aber das ist das gute, für jede Richtung gibt's ja ein eigenes Institut. So kann jeder nach seiner Façon glücklich werden. Sie arbeitet sicherlich in einem Gewerkschaftsinstitut, denkt ER noch eine Weile nach. Oder vielleicht in einem dieser Beratungsinstitute, die mittlerweile wie Pilze aus dem Boden schießen. Dann wird die schon jetzt mehr verdienen als ich mit meiner läppischen Ib. Auch SIE versucht beim Einsteigen in den Bus zu erraten, in welcher Einrichtung er wohl beschäftigt ist. Wenn es keine Uni war, dann vielleicht bei dieser Akademie zu Berlin oder Berlin-Brandenburg oder wie die heißt, aber die war doch irgendwie geschlossen worden. Oder vielleicht, ja, bestimmt, das DIW!

Kaum eine Stunde später kommt er in Unterbissigheim an und findet auch schnell Tor 2. Es wird ihm nun klar, warum die Konzernspitze

nach Wahnigen gezogen ist. Hier unten im Tal weht ja noch richtige Fabrikluft. Als ER dem Pförtner auf seine Frage „Was wollet Sie bitte“ seinen Namen nennt und sein Anliegen vorbringt, mit Dr. Kriedner in die EDV-Abteilung zu wollen, fragt dieser nach. „Also, zu wem wollet Sie denn jetzt, zu dem Dr. Kriedner oder zur EDV, da müsset Se sich scho entscheide.“ „Na gut, dann also zunächst zu Dr. Kriedner.“

Nachdem der Pförtner aber in seinem Karteikästchen (!) gekramt und einen Zettel herausgeholt hat, fragt er erneut nach: „Also wirklich zum Dr. Kriedner? Und Sie kommet au von diesem Wissenschaftsinschtitut aus Berlin? Da müsset Se sich aber beeile. Ihre Sekretärin, oder was des war, die isch scho nauf zum Doktor gange.“ Was? Nein, unmöglich. Er sei vom bzw; er ganz allein. Er sei extra aus Berlin angereist. Ja, ob er denn einen Dienstausweis habe? Nein, das habe man am bzw nicht, meint ER kurz, um in Sekundenbruchteilen in tausendfach geübter Manier seine Visitenkarte aus der Tasche zu holen. Tatsächlich, Anruf. „Ja, hier isch nochemal die Pforte vom Tor 2. Da isch jetzt noch e Herr von derselbe Firma, der au den Dr. Kriedner spreche möcht, der hat au ein Termin ... Äbbe ... Isch gut. Soll raufkomme.“

Die Formalitäten sind relativ schnell erledigt, eiligen Schritts erreicht er das Hochhaus, um schnell in den 11. Stock zu fahren. Wer kann denn vom bzw da oben bei Dr. Kriedner sein?, fragt er sich immer wieder im Lift. Keine seiner Kolleginnen hat mit dem Unternehmen zu tun. Aber seit es keine regelmäßigen Abteilungsbesprechungen mehr gibt und der Chef nur noch Einzelgespräche führt, weiß er eigentlich nicht mehr so richtig, wer eigentlich in welchem Feld forscht. Das bzw ist ja doch ein großes Institut, fällt ihm jetzt erst so richtig auf. Möglich, daß da auch noch andere Abteilungen mit dem Unternehmen zu tun haben. Vielleicht sollte er doch mal häufiger die bzw-Mitteilungen lesen.

Zum Zimmer 1104 um die Ecke, anklopfen und hinein: „Sie?“ „Sie hier!“ „Sie sind beim bzw?“, fragt SIE entgeistert. Die Vorzimmerdame räuspert sich ein wenig indigniert und stellt umso resoluter fest: „Herr Dr. Kriedner muß gleich hoch zum Vorstand, deshalb stellen Sie sich bitte auf maximal eine Stunde ein... Bitte, ich darf vorgehen... Herr Dr. Kriedner, die Dame und der Herr vom bzw, bitte schön, gehen Sie gleich durch.“ „Guten Tag, bitte, nehmen sie doch Platz! Wollen Sie ablegen? Kaffee oder Tee? Sie sind eigens aus Berlin angereist? Und dann gleich zu zweit? Schön! – Gut, Was kann ich für Sie tun?“ Peinliches Schweigen.



Besuch des
SPD-Vorsitzenden
Hans-Jochen Vogel,
10. Oktober 1988

Was nun?, fragen sich BEIDE im stillen. Unmöglich, hier zu bekennen, daß man sich gerade erst im Flugzeug zufällig kennengelernt, keiner vom anderen gewußt hat und erst recht keine Absprache über die Interviewführung getroffen wurde. „Ich darf das Gespräch auf Band aufnehmen!“, findet SIE als erste die Sprache zurück, froh, einstweilen einige technische Fragen klären zu können. „Auf Band aufnehmen?“, fragt ER entgeistert? „Was wollen Sie denn mit dem Band?“, zischt ER sie richtig böse an. Er will doch von dem Kriedner nur den Zugang zur EDV-Abteilung, er braucht das Vertrauen dieses Mannes und keine Bandmitschnitte. „Ich habe das mit Dr. Kriedner bereits telefonisch abgeklärt, daß mitgeschnitten wird, was wollen Sie eigentlich?“, entgegnet SIE sehr bestimmt.

„Ja, wer interviewt denn nun wen,“ wundert sich Dr. Kriedner lächelnd. ER beginnt einfach: „Ja, Herr Professor Hotginson von der University of Chicago hat mir empfohlen, Sie doch einmal zu kontaktieren. Sie kennen ihn doch?“, fragt ER nun doch etwas verunsichert nach. „Ja, ja, der alte Hotginson, wir haben am MIT zusammen studiert.“ „Ja, also, ich brauche für meine Untersuchungen am bzw noch einige Datensätze aus der Bilanzaufstellung der letzten Jahre. Zur Überprüfung meines theoretischen Ansatzes bin ich vor allem an einer Aufstellung der Bruttowertschöpfungs...“ ER stockt. Nein, diese Daten würde er in dieser verkorksten Situation kaum

bekommen, Kriedner würde jetzt sicherlich nicht mit in die EDV-Abteilung gehen, dann lieber erst gar nicht danach fragen und erst mal den Gang der Dinge abwarten.

„Vielleicht fragen Sie doch erstmal die Dame nach Ihrem Anliegen“, versucht ER sich aus der Affäre zu ziehen. „Wieso, ich denke sie arbeiten beide über“ – Dr. Kriedner kramt etwas in seinen Unterlagen – „über Entscheidungstheorie, warum wir jenes und dieses tun oder lassen. Sind sie nicht beide vom bzw?“, zeigte sich Dr. Kriedner nun zunehmend irritiert. „Doch! Aber aus unterschiedlichen Abteilungen.“ „Das muß offenbar ein großer Laden sein, daß Sie beide unser Unternehmen befragen wollen und sich dabei gar nicht abstimmen.“ „Nein. So groß ist der Laden nun auch wieder nicht, aber doch mit unterschiedlichen Schwerpunkten und so.“

Beide bemühen sich nun notgedrungen, Dr. Kriedner die Vielfalt und Pluralität der Forschungen am bzw zu erläutern. Angesichts der komplexen Probleme müsse man auch mal die Dinge aus unterschiedlicher Perspektive, mit unterschiedlichen Methoden und Theorien behandeln. Das sei man der Gesellschaft irgendwie schuldig, stimmen BEIDE fast unisono erleichtert über den gefundenen Ausweg überein. Und da könne es schon mal passieren, daß man längere Zeit quasi nebeneinander herforsche.

„Interessant!“ Mit einem eher süffisanten Lächeln lehnt sich Dr. Kriedner leicht zurück. „Ja, wir sind hier natürlich auch ein großer Laden. Ich habe vor zehn Jahren hier am Standort angefangen, gleich hinten um die Ecke“ – Dr. Kriedner deutet aus dem Fenster – „bei der CeADe. Das war damals neu. Diese Gruppen wuchsen überall im Konzern aus dem Boden. Da kannte auch erst keiner keinen. Aber wir mußten uns damals schnell zusammenraufen. Da gab es nämlich in der Controllingabteilung starke Zweifel an unserer Berechtigung. Nun ja, da haben wir erstmal an unserer eigenen Rechtfertigung gebastelt, warum wir für die Rationalisierung der Produktentwicklung so wichtig sind, und so. Welche Vorteile auch für den Kunden damit realisiert werden könnten. Daß wir also mit den anderen Abteilungen schon auch am gleichen Strang ziehen. Sie können sich sicherlich denken, daß wir uns da schnell besser kennengelernt haben... Haben Sie ein Produkt? Oder sind das nicht eher Dienstleistungen?“ – „Naja...“ – „Wer bezahlt Ihre Forschungen denn eigentlich, haben Sie Kunden?“ „Ja, das bzw wird vom Bund und vom Senat Berlin im Verhältnis 75 : 25 finanziell getragen“, antwortet SIE fast schon mechanisch. „Ach, also der Staat. Und der

verlangt von Ihnen nichts?“ „Ja, nicht so direkt, so kann man das nicht sagen,“ meint ER unbestimmt. „Die Zuwendungsgeber verlangen natürlich hohe Produktivität und exzellente Ergebnisse, aber sie haben kein so direktes Interesse. Im Gesellschaftsvertrag steht ja auch, daß wir auf Grundlagenforschung verpflichtet sind.“ SIE wirft ein: „Ja, schon, aber auf problemorientierte. Und das bedeutet – jedenfalls für mich –, daß wir ein Stück weit Wissen zur Erklärung und Lösung von gesellschaftlichen Realproblemen beisteuern müssen. Von daher haben wir auch schon irgendwie Kunden oder vielleicht besser: Adressaten.“ „Na, wer bestimmt denn nun, was tatsächlich geforscht wird?“, insistiert Dr. Kriedner. „Die Direktoren!“, entfährt es BEIDEN gleichzeitig. Dr. Kriedner bemerkt es mit Interesse. „Aber die sind doch auch dem Staat verpflichtet,“ fragt er interessiert nach. „Bei uns im Hause gibt es auch Direktoren. Eine mächtige Gruppe,“ fügt er noch hinzu, „gleich unterhalb des Vorstands. Aber die stehen auch mächtig unter Druck, zur Zeit ganz besonders.“ „Versuchen Sie mal, einen deutschen Professor auf etwas zu verpflichten,“ unterbricht ER hektisch und wundert sich über seinen plötzlichen zynischen Unterton. Da könne ja jeder machen, was er wolle, ob da nicht die Freiheit ein wenig zu weit gehe, bemerkt Dr. Kriedner in einem merkwürdigen Tonfall.

Es wurden sogar nur 45 Minuten, die beide im Büro des Abteilungsleiters Dr. Kriedner zubringen. Sie hatte ihr Band gar nicht erst eingeschaltet, ihren Leitfaden erst gar nicht aus der Tasche geholt. Er ist mit seinen Gedanken schon in Toronto. Wie kommt er nun an die Daten heran? Man verabschiedet sich höflich, entschuldigt sich für die fehlende Abstimmung. Beide sind nicht in der Verfassung, bei der gestrengen Vorzimmerdame nach zwei neuen Terminen zu fragen.

„Warum hast Du mir im Flugzeug denn nicht gesagt, daß Du im bzw arbeitest?“, findet SIE als erste die Sprache wieder, nachdem beide den lächelnden Pförtner passiert haben. „Ich dachte, du seiest beim DIW oder so.“ „Ihnen steht’s auch nicht in’s Gesicht geschrieben, wo Sie arbeiten,“ befindet ER und beginnt, über seinen fehlenden Datensatz zu lamentieren.

„Na, so schlimm wird’s ja wohl nicht werden,“ versucht SIE die Realitäten wieder zurechtzurücken. „Haben Sie eine Ahnung, was bei uns los ist.“ „Du kannst doch mit Deinem Direktor reden; der kann das doch bestimmt über seine Networks regeln“, sagt SIE eher abgenervt. „Den sehe ich doch in diesem Monat gar nicht mehr. Wir

treffen uns erst in Toronto.“ „Ich hätte das Interview auch echt gut gebraucht. Wir sind mit der Empirie ganz schön hinten dran. Ich werde wohl die Sache morgen im Jour-fix erzählen müssen.“ Dabei fällt ihr ein, daß die letzten Sitzungen aber alles andere als rosig oder gar konstruktiv gewesen waren. Seit der Projektleiter auch zunehmend auf allen möglichen Hochzeiten tanzte – der Abteilungsdirektor hatte mit ihr in diesem Jahr fachlich noch kein Wort gewechselt – , gefiel sich neuerdings ihr Kollege als Chef.

„Warum kennen wir uns eigentlich nicht,“ fragt ER schließlich unvermittelt, wobei ihm auffällt, daß er sie ja ganz nett findet. „Arbeitest Du vielleicht nur nachts?“ „Nein, ganz normal, tagsüber. Ich hab´ Dich auch noch nie in der Cafeteria gesehen.“ „Ja, meine Frau kocht abends immer.“ „Ach so, und nachmittags?“ „Nein, keine Zeit, höchstens wenn mal Fachkollegen aus dem Ausland da sind, da will man ja mal das Haus zeigen.“ „Ja, man braucht sich nicht zu sehen, wenn man nicht will“, mein SIE schließlich. Es kam ihr plötzlich in den Sinn, daß die Architektur auch die Arbeitsstruktur des Hauses ganz gut symbolisiert. „Laß uns doch mal´n Kaffee trinken“, fragte SIE spontan. „Ja, warum nicht, aber nächste Woche geht´ s bei mir nicht.“ „Ach, dann laß uns vorher lieber noch mal telefonieren.“